Nr. 266. 41. Jahrgang. Morgen-Ausgabe. Berlin, 28. Mai 1912

Berliner Tageblatt

mit „Zeitgeist“

Für unverlangt eingesandte Manuskripte übernimmt die Redaktion keine Verantwortung.

Chef-Redakteur: Theodor Wolff in Berlin.
Druck und Verlag von Rudolf Mosse in Berlin.

Dem Verdienste seine Krone.

In zarten Farben hat des alten Goethe Meisterhand das unvergleichliche Verhältnis gemalt, wie es zwischen einer jungen Mutter und ihrem Erstgeborenen besteht. Ins staatsbürgerliche übertragen, verknüpft ein ähnliches Band das Geschlecht, das im Jahrzehnt um den letzten großen Krieg geboren ward, mit dem Deutschen Reiche. Wer noch mit eignen Ohren die Glocken gehört hat, die den Frankfurter Frieden einläuteten; wessen politisches Denken im jungen Reich erwacht, und mit dem Reiche gewachsen und groß geworden ist, für den liegt ein eigner Zauber in dem Wort: Das Deutsche Reich! Ein Zauber von der Art, wie er die erste Jugendliebe umkleidet. Ein Etwas, das sich auch der Mann, der knietief im Straßenstaub des Lebens gewatet ist, gern rein und unangetastet erhalten möchte.

Nun ist von der „holden Jugendeselei“, womit für uns das politische Denken begann, im Laufe der Jahre gewiß ein hübsch Teil Blütenstaub heruntergewischt worden. Wir lernten im Erfurter Programm und im lückenlosen Zolltarif, in der materialistischen Weltanschauung und im Modernisteneid, in der Konfessionsschule und im Schutzmann als Erzieher, im Schnaps und im Schutze der Arbeitswilligen, im Dreiklassenwahlrecht und im Portemonnaie der Besitzenden der Reihe nach „heiligste Güter“ kennen, hinter denen das Reich — in der Praxis wenigstens — oft genug zurückzustehen hatte.

Dem aufmerksamen Beobachter nun hat es nicht entgehen können, daß in diesem Punkt unter dem fünften Kanzler ein Wandel eingetreten ist. Was sich anfangs nur andeutungsweise geltend machte, das liegt seit dem Abschluß der ersten Tagung des neuen Reichstages offen vor aller Augen. Gegen die Hoheit des Reiches erheben sich starke, partikularistische Strömungen in den beiden größten Bundesstaaten, in Bayern und in Preußen, und der berufene Hüter der Reichshoheit, der Kanzler, denkt nicht daran, ihnen ernstlich zu wehren. Wie das zusammenhängt, ist unschwer zu fassen. Die Ultramontanen und die Konservativen, die Herren von Bayern, und die Herren von Preußen, beherrschten im alten Reichstage vereint auch das Reich. Durch die Neuwahlen wurde ihre sichere Mehrheit stark in Frage gestellt. Es ist menschlich begreiflich, daß die ihrer Macht beraubten Verbündeten sich zunächst aus dem Reiche zurückzogen, jeder auf seine bestigte Stellung, die Ultramontanen auf Bayern, die Konservativen auf Preußen, um dort ihre Macht auszubauen und auf dem Umweg über den Partikularismus das Reich wieder unter ihre Botmäßigkeit zu bringen. Dieser Weg lag für beide um so näher, als sie ja, weder Ultramontane noch Konservative, am Reich ein ursprüngliches Interesse hatten. Standen doch beide dem Reich, als es sein ruhmgekröntes Haupt auf deutscher Erde erhob, fremd, ja feindselig gegenüber.

So ging denn, bald nachdem die Vorherrschaft des schwarz-blauen Blocks im Reiche durch die Neuwahlen erschüttert war, der Zentrumsführer als Ministerpräsident nach Bayern. Sein Vorstoß gegen das Reich, indem er das Jesuitengesetz durch bayerische Verordnung zu durchlöchern suchte, statt die verfassungsmäßige Beseitigung zu fordern — ist noch allbekannt. Allbekannt ist auch, daß der Kanzler des Reiches erst durch das ungeheure Aufsehen, das die Sache in der Presse machte, dazu bewogen werden konnte, sich überhaupt darum zu kümmern; was er dann matt, mit sichtlicher Unlust und zweifelhaftem Erfolge tat. Neben dieser Aufrichtung eines ultramontanen Parteiregiments in Bayern macht sich in Preußen eine Art der Gesetzgebung breit und immer breiter, die — bewußt oder triebmäßig — die Hoheit des Reiches beiseite zu schieben trachtet.

Sie hatte, schon bald nach Herrn v. Bethmanns Amtsantritt, eingesetzt mit jener neuen Bestimmung in der Geschäftsordnung des Abgeordnetenhauses, die einem Paragraphen des Strafgesetzbuches schnurstracks zuwiderläuft. Bülow, der auch nicht gerade der Zuverlässigste im Widerstande gegen die Konservativen war, hatte in ähnlichem Falle doch wenigstens auf Wahrung der Form gehalten. Als er, dem Drängen der Agrarier nachgebend, die freien deutschen Ströme wieder mit Zöllen belegt hatte, machte er der Hoheit des Reiches dennoch das Zugeständnis, daß er nachträglich um Abänderung der Verfassung ersuchte. An dergleichen dachte Herr v. Bethmann auch nicht im Traume, der ließ den Dingen einfach ihren Lauf. Und als dieser weitere Verlauf nach zwei Jahren zu einem unerhörten Skandal im Abgeordnetenhause führte, da blieb des Reiches Kanzler auf beiden Ohren taub. Und nun folgte Gesetz auf Gesetz, gegen das namhafte Juristen der verschiedensten Parteien — Fortschrittler, Nationalliberale, Zentrum — Bedenken erhoben im Namen der Rechtshoheit des Reiches. Den Kanzler des Reiches störte das alles nicht aus seiner Ruhe. Daß die preußischen Grenzen die stolze Flagge der Reichshoheit, wie sie Artikel Zwei der Verfassung aufgerichtet hat, langsam aber sicher herunterholen — des Reiches Kanzler rührt es nicht. Und wenn sie sie glücklich unten haben werden und die Juchtenstiefel darauf setzen — Herr v. Bethmann ist preußischer Beamter genug, um sich auch mit diesem Zustande philosophisch abzufinden.

Wenn er das Reich gegen Umsturz und Demokratie glaubt verteidigen zu müssen — es spricht doch nur der preußische Beamte aus ihm, dem die überlieferten Sprüchlein wider die revolutionäre Sozialdemokratie und ihre „Vorfrucht“ von altersher geläufig sind. Als preußischer Beamter trägt er geflissentlich jene kleinliche, nörgelnde Abneigung gegen den Liberalismus zur Schau, die für ein rasches Fortkommen heut unerläßlich ist. Als preußischer Beamter hat er eine halb verächtliche, halb gönnerhafte Herablassung für den rückgratlosen Nationalliberalismus, der als Handlanger in etwelchen Stücken leider immer noch nicht ganz zu entbehren ist. Als preußischer Beamter haßt er wahrhaft unabhängige Gesinnung in tiefster Seele, wie der Papst den Modernismus haßt. Als preußischer Beamter ist er dagegen von unendlicher Duldsamkeit gegen die beiden größten Autoritäten des neudeutsch-preußischen Systems, gegen Ultramontanismus und Agrardemagogie. Daher wird dieser preußische Beamte auch der letzte sein, der ihnen Widerstand leistet, wenn sie — nachdem ihnen die unbestrittene Herrschaft über das Reich entrissen wurde — von ihren befestigten Stellungen in Bayern und Preußen aus die Hoheit des Reiches berennen. Ja, man tut diesem preußischen Beamten im Kanzlerkleide vielleicht schon Unrecht, wenn man annimmt, daß er die Gefahr überhaupt merke, die dem Reiche von dieser Seite droht.

Was allerdings fürs Reich — leider! — auf eins hinauskommt. Jedenfalls wird es gut sein, sich keiner Täuschung mehr hinzugeben über den partikularistisch-engen Wesenszug des Mannes, der auf den ersten Posten des Reiches nur deshalb kam, weil in der Gegend auch die letzten Stufen der preußischen Beamtenlaufbahn münden. Von seinen vier Vorgängern im Reich mag sich Herr v. Bethmann Hollweg äußerlich auch dadurch unterscheiden, daß keine Grafen- oder Fürstenkrone sein Denkerhaupt zieren wird. Sicher aber ist ihm die Krone des Verdienstes, der erste Kanzler gewesen zu sein, unter dem der Partikularismus in seiner gefährlichsten Art sich so dreist und selbstbewußt wider das Reich erhob, wie unter keinem seiner Vorgänger.

Paul Harms.

Eine Stiftung des Kaisers für Berliner Arbeiterkinder.

Ein Erholungsheim unter Leitung der Tochter des Oberbürgermeisters Kirschner.

Der Kaiser hat, wie amtlich mitgeteilt wird, den Bau eines Erholungsheimes angeordnet, das an der Ostseeküste errichtet werden und Berliner mittellosen Arbeiterkindern zum Aufenthalt dienen soll. Die Anlage ist so geplant, daß monatlich 150 Kinder Aufnahme finden können. Die Einrichtung wird mithin jährlich 700 bis 800 erholungsbedürftigen Arbeiterkindern zugute kommen. Der Aufforderung des Kaisers folgend, wird Fräulein Mathilde Kirschner, die Tochter des Berliner Oberbürgermeisters Kirschner, die Leitung der Anstalt übernehmen. Fräulein Kirschner wurde am Pfingstsonntag mittag im Neuen Palais vom Kaiser empfangen. Mit ihr erschienen der Leibarzt Dr. Niedner und Konsul Christoph, der Generaldirektor der bekannten Barackenfirma in Niesky in Schlesien.

Ein Angriff gegen Fez.

(Telegramm unseres Korrespondenten.)

Paris, 27. Mai.

In der Nacht vom 25. zum 26. Mai ist Fez durch die Harka der Beni Uarain, der Riata und der Aitjussi heftig angegriffen worden. Der Angriff begann um 10 Uhr nachts und war gegen drei verschiedene Punkte der Befestigung gerichtet, im Norden gegen Bordj, im Westen gegen Bab Fetuh, im Süden gegen Dar-ben-amar, wo der Hauptmann Fellert sein Lager hat. Der Angriff gegen Bab-Fetuh war besonders lebhaft; die Berber versuchten eine Bresche in die Mälle zu brechen und die Besatzung mußte eine Abteilung Schützen absenden, um an den gefährdeten Punkten die Bürgerwache zu unterstützen. Das Gewehrfeuer und die Kanonade waren außerordentlich heftig. Sie ließ nach, als um 4 Uhr morgens der Mond unterging, begann aber bei Tagesanbruch von neuem. In diesem Augenblick erfuhr man in Fez, daß es den angreifenden Berbern gelungen war, bei Bab Fetuh **in die Stadt einzudringen.** Eine Kompagnie der Fremdenlegion wurde abgesandt, um die Eindringlinge zu umzingeln. Das Oberkommando hatte schon während der Nacht telegraphisch nach Mekines die Entsendung eines Bataillons befohlen, das den angreifenden Berbern in den Rücken fallen sollte. Im Laufe des Vormittags gelang es den französischen Truppen, die Feinde zurückzujagen. Am Mittag waren die Angreifer über Sebu zurückgeworfen. Die Zahl der Verletzten auf französischer Seite ist noch nicht bekannt. Bei dieser Lage, die von Tag zu Tag gefährlicher wird, kann man es dem Sultan nicht verdenken, daß er auf seiner Absicht, wegzugehen, immer energischer besteht. Man hatte gehofft, daß es dem neuen Generalresidenten General Lyautey gelingen würde, Mulai Hafid diese Idee auszureden, aber diese Hoffnung ist trügerisch gewesen. In einer langen Unterredung mit dem

Der Marienbader in Karlsbad.

Von [Nachdruck verboten.]

Paul Schlenther.

In der Marienbader Waldmühle, dem Lieblingskaffeepark der Berliner, erschienen am 21. Mai die jugendlichen Brotausträger, Söhne der umliegenden Dorfschaften Auschowitz, Abaschin und Sichdichfür, zum ersten Male in weißbaumwollenen Handschuhen. Im allgemeinen bin ich kein Gegner weißbaumwollener Handschuhe. Vielmehr will ich im nächsten Mai, wenn ich wieder nach Marienbad reise, ein Dutzend dieser nützlichen Ware mitbringen, um sie an Berliner und Wiener Kurgäste, deren Physiognomie ich mir gemerkt habe, zu verteilen. Keineswegs um ihre Hände vor dem Reif der Frühlingsnächte zu schützen. Nicht Nächstenliebe — Selbstsucht regt mich auf. Ich habe beobachtet, daß diese Hände das, was ein anderer später in den Mund stecken soll, zum Beispiel die Kaisersemmel, eindringlich auf Knusprigkeit hin prüfen; die weiße Baumwolle wird dazu dienen, Mundvorrat vor fremden Tastorganen zu schützen. Es giebt wählerische Mitmenschen, die erst der siebenten Semmel den Wert und die Ehre zuerkennen, von ihnen selbst mit Butter bestrichen und mit Prager Schinken belegt zu werden. Sind diese Mitmenschen weiblichen Geschlechts, so wird erst der siebzehnten Semmel die Palme gereicht. In diesem Semmelkrieg scheinen mir die Weißbaumwollenen eine nützliche Waffe zu sein.

Auf der Hand des jungen Abaschiners und des kleinen Auschowitzer aber sind sie ein Symbol, ein Mahnzeichen, ein Wegweiser. Mit jener unschuldigen Reinheit, in der so oft Wahrheit liegt, sagen sie: Nun beginnt die Hochsaison! Nun wird es für dich Zeit! Nun packe dein Kofferchen! Nun schwenke dein Hütlein! Der Mai ist vorbei! Jetzt kommen die Scharen mit den guten Manieren, mit den Glacés.

Wenige Stunden später saß ich auf der Bahn. Zuerst fuhr ich nach Karlsbad, obgleich ich wußte, daß hier die gut manierierten Scharen schon längst beisammen sind. Ich fuhr hin, schon weil mich der Weg freut. Bis zur Hälfte bin ich ihn manchmal zu Fuß gegangen. Man geht zwar die Chaussee entlang, aber wenn es einige Tage geregnet hat und der Himmel bedeckt ist, so gibt es kaum etwas Angenehmeres. Nach dem Frühstück auf der „Forstwarte“ geht man querfeldein am neuen Golfplatze vorbei und nimmt dann eine Höhe nach der anderen. Auf jeder liegt mit ihrem weithin strahlenden Kirchtürmchen eine stattliche Ortschaft. Wie den böhmischen Wäldern, so bittet man in ihnen um Marienbad auch den böhmischen Dörfern ihre Verrufenheit ab. Es sind appetitliche Dingerchen, die Ententeiche nicht zu unsauber, die Gänse, diese üppigsten Hoffnungen des Herbstes, schneeweiß, die Mädchen fast ebenso weiß, die Biere, von böhmischer Gerste genährt, für den Wegwanderer allzu süffig, die Bauart von kukolischer Romantik. So wirkt Rojau, von dem der feinere Marienbader nur das kaffeesiedende Forsthaus kennt, so kommt man, die höchste Höhe erreichend, nach Einsiedel, das sich aus Scheu vor der unheimlichen Bedeutung des böhmischen Dorfes schon eine Stadt nennt. Von da geht es abwärts und ins Tal der Tepl, deren wunderlichem Laufe man mit immer neuem Erstaunen folgt. Bald ist sie ein kümmerlich sickerndes Rinnsal, bald ein überstürzter Gießbach, bald ein blanker, weiherartiger Wasserspiegel, bald krümmt sie sich unter dichten Weidenbüschen, die an Lenau erinnern, wie ein Kakaienseelchen, bald strömt sie stolz und frei, das steile Waldtal beherrschend wie eine Fürstlichkeit. Immer ist sie anders und reizend, bis wir sie in Petschau, wo eine alte feste Burg den Engpaß sperrt, entlassen. Wir steigen in den herbeisausenden Zug und verfolgen die zweite Hälfte des Weges vom Coupéfenster aus.

Noch ein Weilchen begleitet uns die Tepl, dann biegt sie ab, und wir sehen sie erst wieder, wenn sie zwischen Kaiserpark und Stadtpark den Karlsbader Fluß in ihr Spiegelbild aufnimmt; sie ist eine parfümierte, deflorierte Landschöne geworden. Sie empfängt in ihrem künstlich verbreiterten Bettchen die höheren Weihen des Sprudelelements, aber nicht des Sprudels himmelan lockende Urkraft wird ihr Teil, sondern ein Abschaum, und wer sie von ihren waldfrischen, quillenden Ursprüngen her kennt, muß sie nun für ein recht schmutziges Gewässer halten. Man kümmert sich kaum um ihr Ende und fragt nicht, wo sie in der schlotreichen, rauchgeschwärzten Ebene schließlich im Egerflusse verkommt. „Das ist das Los des Schönen auf der Erde“ würde Thekla sagen.

Manche Thekla freilich hält etwas ganz anderes für das Schöne auf der Erde. Jenes Schöne, dessen Los es ist, auf der Alten Wiese zu flanieren, den Faullenzerweg von unten anzusehen, zwischen Pupp und Savoy Billetdoux zu tauschen und bei Weißhaupt Douceurs zu zahlen, die der „Douloureuse“, nämlich der Rota des Zahlkellners entsprechen. Wer das genießen will, kann es auch schon im Mai haben. In Karlsbad steht die glacierte Hochsaison viele Wochen früher auf als in Marienbad, das ja nicht im engen, tiefen Tal, sondern den Frühlingsstürmen preisgegeben, an hohen Bergen liegt. In Karlsbad müssen jetzt die Stutzer ihren Dulcineen schon wieder geborgten Flieder schicken. Er blüht nicht mehr, wie in Marienbad, an heimischen Büschen. Aber die Stutzer sind bereits da, und die Dulcineen auch.

Mit Dreien fuhr ich von Marienbad nach Karlsbad. Sie waren sehr enttäuscht von Marienbad und froh, als sie in Karlsbad wieder empfangen wurden. Mir, dem eingefleischten Marienbader, wäre es wohl umgekehrt ergangen, wenn es mich nicht gereizt hätte, innerhalb der kurzen Zeit meines Verweilens zu entdecken, was es seit einem Jahre Neues in Karlsbad gibt. Zunächst sah ich lauter altes. Aus dem Freundschaftssaale trat der alte große Sänger Riemann hervor, auf der Alten Wiese begegneten mir alte und alt gewordene Bekannte aus Berlin und Wien, denen der Mühlbrunnen oder der Schloßbrunnen wieder ein Jungbrunnen werden soll.

Nun wollte ich drüben auf der Neuen Wiese das Neue suchen. Schon vor längerer Zeit hat man dort nicht nur das vielbeliebte Theatercafé, wie man im österreichischen Deutsch sagt, „demoliert“, sondern auch nebenan den alten vornehmen Gasthof zum Goldenen Schild, wo man die beste Stefanieomelette bekam. Natürlich nennen sich jetzt einige parvenühafte Nebenlokale Goldener Schild und Theatercafé, aber sie sind nicht das Neue, weil sie nicht das Alte sind. Das Neue ist jedoch der schöne, freie Platz, der durch jene Abbrüche an der verkehrsreichsten Stelle der Kurstadt entstanden ist. Man wollte dort einen Konversationspalast größten Stiles bauen, findet aber, daß der Raum dafür zu klein ist. Man lasse ihn frei und gebe ihn in die Hand eines feinen Gartenkünstlers. Wohl haben die Winkel und Gäßchen der Stadt gerade hier ihren altfränkisch-biedermeierischen Reiz, und man hofft immer, daß irgendeine Lore vom Tore irgendein stilles Gäßchen herabgetrippelt kommt. Just dieses Bild aber verlangt einen Standpunkt. Bisher sah man vor Winkeln und Gäßchen das Städtchen nicht. Jetzt hat man einen Gesamteindruck, und außerdem kann man jetzt in dieser drückenden Bedrängtheit einen freien Atemzug tun.

Wie groß danach der Bedarf ist, zeigt ein Blick auf die neue Entwicklung Karlsbads. Alles strebt marienbadhaft in die Höhe, in die Breite, in die freie, frische Luft. Zuerst haben sich dort oben die praktischen Engländer angesiedelt, natürlich im Westend. Jetzt kommt die Ostseite heran, und hoch und breit, mit mächtigen Türmen wie ein Burgverließ liegt sich hinter dem Helenenhof eine Feste vor. Ich zähle sieben Stockwerke und eine Front von vierzig Fenstern. Nach der Stadtseite hin ist der wuchtige Bau unsichtbar. Dafür beherrscht er die Marienbader Landstraße bis weit über den Postkof hinaus; und vor dieser kolossalen Nacht von oben schrumpft unten im Teplertal das entsetzlich prosaische Standbild, das wir reichsdeutschen Stammgäste böhmischer Bäder hier Oesterreichs ehrwürdigem Kaiser gesetzt haben, zu einem uniformierten Kinderpüppchen zusammen.

Die Architekten haben es heutzutage doch weiter gebracht als die Bildhauer. War es so schwer, die Altersposie zu treffen, die weltgeschichtliche, schon legendarische Patriarchenhoheit, den Hauch, der die leibhaftige Gestalt dieses Kaisers umwittert, für jeden ergreifend fühlbar, der je in seine Nähe kam? Mußte er sich gerade hier „in schimmernder Wehr“ zeigen, mit schlecht zugeschnittenem Waffenrock, mit vielen